Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 27 (1933)
Heft: 9

Artikel: Persönlichkeitsdämmerung
Autor: Braun, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-136432

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mechanismus. Diese göttliche Paradoxie mit Staunen verstehend, rufen wir mit dem sechsundvierzigsten Psalm, der sicher in einer ähnlichen Lage entstanden ist, gerade in die ungeheuer wachsenden Kriegsrüstungen hinein: „Kommet und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin." Ja, Gott selbst ist es, der nun — auf seine paradoxe Art — Frieden herbeiführt, Gerechtigkeit und Reich.

So ist uns das Heil näher, als da wir gläubig wurden. So dürfen wir fröhlich sein auch inmitten von Dunkel, Anfechtung und Not aller Not. Gott kommt, Christus kommt. Es ist aber klar, daß diese Art zu schauen uns nicht dazu verleiten wird, auf eine falsche und faule Weise, uns in einen frommen Schlafmantel hüllend, die Sache Gott allein zu überlassen. Im Gegenteil: gerade so schauend werden wir recht aktiv. „So leget nun ab die Werke der Finsternis und ziehet an die Waffen des Lichts!" Wir wissen ja, daß die Verheißung des Gottes, der es allein macht, nur gilt, wenn Menschen sie verstehen und in Gehorsam der Tat verwirklichen. Das ist wieder eine göttliche Paradoxie. Wir arbeiten nun erst recht in Kraft, weil in Getrostheit. Wir arbeiten erst recht mit höchster und auch ruhiger Anspannung, weil uns so viel anvertraut ist. Wir arbeiten so, daß wir allein auf die Kräfte abstellen, die aus Gott kommen und den Dämonen gewachsen sind. Und wir arbeiten so, daß *unsere* Sache immer mehr auch in uns und durch uns *seine* Sache wird, seine Sache, die niemand besiegen kann. Denn wer gegen Gott kämpft, ist schon gerichtet. Und nicht wahr, das ist uns doch vertraut, daß nichts eine *gute* Sache so sehr reinigen, stärken, unüberwindlich machen kann, als wenn sie durch Leiden muß?

Leonhard Ragaz.

Persönlichkeitsdämmerung.

I.

Versuchen wir, den Unterschied, der unsere Zeit von den vergangenen vortechnischen Jahrhunderten trennt, in eine Formel zu fassen, so fällt uns besonders *ein* schlechthin unbestreitbares Merkmal auf: unsere Unrast gegenüber jener Ruhe, in welcher den mit Mauern umgrenzten Städten der Tag einst dahinging. Wir brauchen nur eine Marktszene von Calot, ein holländisches Gesellschaftsbild, wo man mit Halskrausen angetan tafelt und musiziert, einen sonnigen Kirchen- oder Palaysplatz Canalettos mit unserem gewohnten Zimmer- und Straßenleben zu vergleichen, um sogleich zu wissen, daß damals ein Gestirn herrschte und alle Verhältnisse mit seiner Ausstrahlung durchdrang, das heute, wenn nicht völlig verschwunden, zum unaufhaltsamen Untergang sich anschickt: die Beschaulichkeit. Wer nur in eine

der vielen Wiener, Münchner, Warſchauer, Dresdner Veduten des Canaletto ſich einzuleben die Mühe nimmt, wird, wenn er dieſe Welt der kleinen Plätze, krummen, von Karoſſen durchholperten Gaſſen, der Marktbuden, der grünen Vororte vor Baſteien betreten hat, innehalten, als wäre es ihm hoffnungslos verwehrt, aus ſeinem tollen Zeitung-, Auto-, Kino-, Fabrik-, Büro - Zuſtand in jene unwahrſcheinliche Kleinſtadtſtille zurückzufinden, die damals Boden der europäiſchen Weltkultur war. Und doch wird es ihn unwiderſtehlich dorthin locken. Denn hier erfährt er Befreiung von täglicher gewohnter Haſt, hier kann er wieder Ruhe atmen, die dem Heutigen nur mehr eingeſchränkt als Erholung im Dorf gegönnt iſt. Hier darf er müßig ſtehen und etwa auf die Ankunft einer Kavalkade warten oder auf das Glockenlied einer Domuhr hören; hier gibt es noch Zuſammenkünfte vor dem Kirchenportal, aus dem die Klänge der Sonntagsorgel dringen; hier ſchöpft man beim Einkauf vor den Buden die Ereigniſſe des Monats nicht aus, als da ſind: die kaiſerliche Schlittenfahrt auf dem größten Platz der Stadt oder der aufregende Einzug eines exotiſchen Geſandten, deſſen Pelz und Agraffengefunkel hinter den Scheiben der von ſechsfachem Vorgeſpann gezogenen Karoſſe den verſammelten Bürgern ein unerhörtes Schauſpiel bietet. Hier begeht man vormittags die Hügel nahe der Stadt und verliebt ſich ein bißchen zu ſehr in den Anblick der mächtig verlaufenden bewährten Wälle und der dahinter ragenden Türme und grün ſchimmernden Kuppeln: denn in dieſer Zeit pflegt man das Sich-Wiederholende. Die Eindrücke wechſeln wenig, doch zeichnen ſie ſich durch Stetigkeit und Schwergewicht aus: wie die breiten Wölbungen und Pfeiler der Häuſer. Es wird nichts allzu leicht flüchtig und entfernt ſich vom Urſprung.

2.

Ja, alles ruht wie unter der Mittagsſonne behaglich in ſich. Die Menſchen muten gewiß ſchwerfällig an, doch ſcheinen ſie weſenhafter. Sie verſtehen es nicht, während des Geſpräches vom Hundertſten ins Tauſendſte zu geraten, innerhalb weniger Minuten beim Tee zugleich über Indien, Amerika und das Mittelalter ſich auszulaſſen wie unſereins, da ihr Umblick begrenzt iſt und ihnen Gelegenheit mangelt, aus der Hochflut der durch Buch und Zeitung verbreiteten Bildung beliebig zu ſchöpfen. Die Zeit bildete damals eine Art Menſchen aus, die man am treffendſten vielleicht mit dem Namen „Figuren“ bezeichnet: jene köſtlichen Handwerker, Standesperſonen, Gelehrten, Küraſſiere, Karoſſiers, deren ganzes Weſen ſich bis auf die Kleidung eigentümlich äußerte. Man kann nicht leugnen, daß heute nach derlei Beſonderheiten kein Verlangen mehr beſteht: ſie gelten als abſeitig, wunderlich, lächerlich, auf jeden Fall aber unnötig — und dies infolge einer natürlichen Entwicklung, die nicht zurückzuſchrauben iſt. Doch bleibt aufrecht, daß, je mehr dies Unvermeidliche fortſchreitet, wir um ſo ſtärker an Eigenart verarmen. „Unſer Leben iſt“ eben, wie Jakob Burck-

hardt ſchon vor 50 Jahren im Hinblick auf die verlorene Kultur des 17. Jahrhunderts klagt, „ein Geſchäft, das damalige war ein Daſein."

3.

Es mag freilich der Einwand berechtigt ſcheinen, daß wir dieſe Vergangenheit in einem zu verklärenden Licht ſehen und uns nur genauer in ſie einzuleben brauchten, um in ihr ebenfalls genügend Unruhe vorzufinden. Man bedenke doch die bange Unſicherheit, die damals alle die ſchützenden Mauern Verlaſſenden oder hinter ihnen eine Belagerung Ertragenden befiel! *Gerade* während des 17. Jahrhunderts gab es dreißig Jahre lang furchtbarſten Krieg, Peſt und wieder Krieg: wie ſollten ſolche Tatſachen mit *der* Ruhe verträglich ſein, der das Entſcheidende des vergangenen Lebensgefühls zugeſchrieben wird?

Zum Verſtändnis deſſen, was hier gemeint iſt, ſei daran erinnert, daß das dynamiſche Weſen unſerer Zeit durchaus nicht zuſammenfällt mit Kataſtrophen, als da ſind: Kriege, Seuchen, allgemeine Unſicherheit infolge von Auflauerungen und Ueberfällen. Wäre dem ſo, dann befänden wir uns gegenwärtig nach der ungeheuerlichen Verheerung des Weltkrieges in einer Epoche der *Ruhe*. Denn dieſe müßte nach befeſtigtem Frieden, bei Ungeſtörtheit durch Epidemien in alter Art anbrechen. Statt deſſen bemerken wir aber, daß — von äußerer Bedrohung ganz unabhängig — keine den früheren Jahrhunderten entſprechende Muße bei uns zu ſpüren iſt, ſondern trotz, ja *gerade infolge* der ſtaatlichen Sicherheit und ſeucheverhindernden Hygiene ein auffallendes Anſteigen des Verkehrs, der Maſchinenbewegung und anderer die Unraſt fördernder Dinge, womit ſich klar erweiſt, daß ſie gar nicht erſt durch Schickſalsſchläge hereingetragen wird, ſondern zum Weſen der Zeit gehört. Kriege, Seuchen, Aufruhr und die damit verbundenen Schreckniſſe und Greuel hat es immer gegeben und wird es wahrſcheinlich immer geben, doch davon unabhängig erweiſt ſich einmal das Zeitgefüge als enge und dichtmaſchig und ruhig wie im Mittelalter, ein anderes Mal bewegt und unruhig wie heute.

4.

Glaubt man aber der ähnlichen Gefahr einer „optiſchen Täuſchung" zu verfallen, wenn wir die Vergangenheit aus ihren *Bildern* wiederherſtellen, ſo müſſen wir angeſichts der noch vorhandenen Hinterlaſſenſchaft ihrer Gebäude, Bücher, Geräte, Einrichtung dennoch zu demſelben Ergebnis gelangen. Sie geben über ihre Verfertiger eine die Bilder *beſtätigende* Auskunft. Man vergleiche nur Gegenſtände, die etwa vor zweihundert Jahren von Handwerkern geſchaffen wurden, mit denſelben in Fabriken erzeugten: vom großen, mit gedrechſelten Leiſten und Einlagen verzierten Wandkaſten angefangen bis zum ungefügen Türſchloß mit ſeinem langen, ſchweren Schlüſſel, und man wird finden, daß ſolche Ausgewogenheit der Maße heute nicht oder nur als ſeltene Kunſt und Liebhaberei, keinesfalls aber *allgemein* mehr

möglich ist. Als Ursache dieses Versagens wird gewöhnlich in Ahnung des richtigen Sachverhaltes auf eben das Fehlen der Muße verwiesen, die einst gegeben war und zu liebevoller, persönlicher Arbeit veranlaßte. Galt doch die selbstverständliche Forderung, alles Gerät nicht nur für den augenblicklichen Gebrauch und Nutzen, sondern als ein dem Lebensganzen Eingeordnetes mit Kunst und Gediegenheit herzustellen, — eine Forderung, die nur infolge des leisen Dahingangs der Stunden durch Werkstättenarbeit erfüllt werden konnte.

Zweifellos hatte der Handwerker — besonders zur Zeit der ersten Manufaktur- und Fabrikbetriebe — einen schweren Stand und es bedurfte angestrengtester Tätigkeit, um sein bloßes Dasein zu fristen, worüber uns manche bittere Klage dieses Jahrhunderts aufklärt, doch bleibt bestehen, daß trotz aller Unlust und Bedrängung sein Verhältnis zum Werke ein innigeres war als das des heute gesicherteren Verfertigers von Massenware. Denn etwas von seinem harten Daseinskampf Unabhängiges, Schöpferisches schmiedete zwischen ihm und dem Werk die Verbindung, die bei der nun gebräuchlichen Arbeitsweise fortfällt und fortfallen *muß*. Es kann nicht ohne Folgen bleiben, ob man — wie in früherer Zeit — über den Weg von Lehrling und Gesellen zur Meisterschaft, also zur völligen Beherrschung eines Gebiets durch die einzelne Person gelangt, oder ob man nur der (wenn auch gründlichen) Erlernung einer bestimmten Tätigkeit bedarf, die man dann als *Teil* eines großen Ganzen ausübt.

Man ist gewiß kein übelwollender Verneiner, wenn man den natürlichen Geschmacksinn, der den vortechnischen Jahrhunderten so auffällig eignet, aus eben diesen Gründen dem Fabrikwesen abspricht. Heute *muß* der unablässige Anspruch auf Beschleunigung und Arbeitsteilung alles im Menschen, was einem innigeren Verhältnis der Person mit dem Werke zustrebt, unterbinden. Wie sollte auch ein nach dem Taylorsystem Schaffender eine wirklich lebendige Beziehung zum Stoff aufbringen? Wenn Menschen in genau berechneter Zeit innerhalb eines genau berechneten Raumes eine genau berechnete Bewegung ausführen — etwa einen Pinselstrich, eine Schraubendrehung, einen Hammerschlag, auf dem Rücken oder Bauche liegend, hockend, auf- und zurückspringend — und dies Monate, ja Jahre hindurch, — so ist ihre Maschinisierung so weit gediehen, daß sie unmöglich im Werk ihr Eigenes zu sehen und zu geben vermögen. Die Verbindung vom Ich, das sich im Stoff darstellen will, mit der Schöpfung, die es widerspiegeln soll, ist zerrissen, die Freude am schlichten Ausdruck: dahin. Und wenn auch Bestes und Genaueste (Qualitätsarbeit) vom Einzelnen geleistet wird, — die *persönliche* Bewältigung eines ganzen Gebietes, die Meisterschaft heißt, läßt sich dadurch nimmermehr ersetzen. Je rastloser und verwirrender aber das Rad der Zeit sich dreht, um so stärker klafft Mensch und Arbeit auseinander. Die Selbstdarstellung weicht der Betäubung. Man verläßt immer mehr das begrenzte, feste Gebiet, darin man Mittelpunkt und

Herr zu ſein vermochte, und vergibt ſeine Kraft an die Gelegenheit induſtrieller Nachfrage, — was dem ſtrenge ſich bildenden Handwerks-Ich alter Zeit zweifellos als *unperſönliche Selbſtaufgabe* gegolten hätte.

5.

Dasſelbe Zeichen ſteht über der *Erholung* unſeres Zeitalters. Freilich bedeutet jede Entſpannung von angeſtrengter Tätigkeit immer „Zerſtreuung“: ein abſichtliches Sich-Ausſtreuen und -Verlieren an außerhalb des Ich befindliche Dinge, ein Vorgang alſo, der gerade der Sammlung entgegengeſetzt iſt. Doch wie geſchah auch *dies* früher in perſönlicher Form! Die Beſchaulichkeit, mit welcher man einen Gang in die Natur unternahm, ſich ans Fenſter oder vor das Haus ſetzte, ſein Abendſpiel betrieb, ein Buch las, Theater anhörte, war getönt von der beherrſchenden Mittelpunktſtellung der Perſon, die, wenn ſie auch zeitweiſe an dies alles ſich verlor, ſich ſelbſt dabei nie ſo völlig aufgab, daß ſie die Eindrücke bloß leidend über ſich ergehen ließ, wie wir es etwa bei Kinoaufführungen oder Autofahrten tun. Die alte Bedächtigkeit im Denken, Sprechen, Anſchauen, Erleben hätte ſolchen jagenden Bilderwechſel nie ertragen.

Wo gibt es in der heutigen Großſtadt noch die Zimmerruhe, die man früher nach der Tagesarbeit faſt allgemein genoß, wobei man das Gefühl, eine abgeſchloſſene Welt für ſich zu ſein, dem damals die Zeit in allen nur erdenklichen Verhältniſſen zur Entfaltung verhalf, innerhalb ſeiner vier Wohnungswände erlebte? Wo gibt es noch die damit verbundene behagliche Art der Zerſtreuung, die man mißverſtünde, wenn man ſie mit Trägheit und Stumpfheit verwechſelte?

Amerika, deſſen Stand Europa immer erſt nach einiger Friſt einholt, und das ſomit wie ein Barometer anzeigt, was wir in Zukunft zu erwarten haben, belehrt uns gründlich auch über das Ende dieſer Zimmerruhe. Denn, von der Nüchternheit ſeiner Wohnräume abgeſehen, die im ſo und ſo vielten Stockwerk ſich befinden, fehlt es an Menſchen, die ſelbſt den troſtloſeſten Winkel in einen Mittelpunkt verwandelten. Es geſchieht ja dort das Merkwürdige, daß, je weniger man durch den entſelbſtenden Betrieb täglicher Arbeit zu innerer Geſchloſſenheit und Sammlung gelangt, man auch um ſo weniger dieſen Mangel in freien Stunden nachzuholen trachtet, ſondern gerade im Gegenteil Zerſtreuung *ſucht*, die den ichloſen Zuſtand nur fortſetzt. Wer mag ſich auch nach erſchöpfender Fabrikarbeit an das Fenſter ſeines achten Stockwerks ſetzen, um unten in der ſteinernen Schlucht der Straße die unaufhörliche Kette der Autos vorbeilärmen zu hören, den Staub zu atmen, den ſie herauffenden, der Lockung nach Leben zu widerſtehen, die ſie verbreiten? Wer wird ſich nicht abſeitig, gelangweilt, verſäumend vorkommen und ſeine Bemühung um Beſchaulichkeit als ein ganz vergebliches, in *dieſer* Welt ſinnloſes, längſt überlebtes Beginnen abtun?

Das Beſinnliche, das einſt als Entſpannung galt, empfindet man

heute als peinliche Anſtrengung, vor der ſich jeder, wo er nur kann, zu drücken ſucht. Naturgenuß in der alten, bedächtigen Art etwa Adalbert Stifters, da der die Landſchaft Durchwandernde ihrer feinen Unterſchiede inne wird, gilt durchaus nicht mehr als Freude, ſondern als Mühe. Man fühlt ſich erſt richtig entſpannt, wenn man ſie im Auto durchraſen kann, wobei es natürlich nicht mehr zu einer innigen Verbindung mit ihr kommt. Die Landſchaft wird zur Bilderflucht, die erholend wirkt, weil ſie das *Abwechſlungsbedürfnis* vollkommen befriedigt. Wen regten auch nicht die fortwährenden Veränderungen ſolch einer raſchen Bewegung an: das Wegſtürzen der Bäume, Telegraphenſtangen, Häuſer des Vordergrundes, während der Hintergrund mit Bergen, Feldern, Wieſen, Baumgruppen, Dörfern und Städten ſich langſamer verwandelt und verſchiebt? Zweifellos hat dies ſein Belebendes, neue Arten von Freude Erzeugendes. Allein — man muß einräumen, daß *dieſer* Naturgenuß etwas ganz anderes im Menſchen erweckt als der frühere, der mit dem Betrachten der Nähe verbunden war: konnte ſich damals durch die Muße die Einzigkeit des Ich entwickeln, auf das alle Umwelt ſich gleichſam perſpektiviſch bezog, ſo tritt dies nun vor einem allgemeinen *Lebensgefühl* zurück, daß ſeine Höhen nicht in der Konzentration ſeiner ſelbſt, ſondern in der Hingabe an das Strom- und Wellenhafte der Umwelt findet.

Aehnliches gilt für den Sport. Gewiß erſchließt er Gegenden und Möglichkeiten der Natur, die vorher unbekannt waren, und hierin beruht ſein bedeutender Wert. Doch darf man ſich zugleich nicht verhehlen, daß durch das Element des Rekordes, das ja jedem Sport anhaftet, der Blick von der Natur abgezogen wird. Man prüfe auf einer Skiwieſe, wie viele von den im aufſtäubenden Schnee einen neuen Schwung oder Sprung Verſuchenden auch Augen für die Formen und mit den Stunden fortſchreitenden Veränderungen der Landſchaft haben, zu deren Innewerden nicht nur eine kurze Ruhepauſe genügt, ſondern wartendes Belauſchen. Oder man beobachte, wer wohl von den Schwimmern eines Sees im Sinn alter Naturbetrachtung ſich zum ſtillen Schauen verführt fühlt. Im allgemeinen wird man finden, daß geſelliges Spiel, Abbräunen des raſtenden Körpers, Verſuche nach Beherrſchung des Waſſers, die ſtets von Geſchickteren angeregt werden, zur eigentlichen Erholung gehören. Um das Geheimnis der Landſchaft kümmert ſich kaum jemand.

Wer aber noch zweifelt, wie ſehr Rekord etwas dem perſönlichen Erleben Fernes bedeutet, bedenke die aufſchlußreiche Antwort, die Englands berühmteſter Rennfahrer auf die Frage, was er vor Antritt ſeiner Fahrt empfinde, gegeben hat: es beherrſche ihn vor allem die Furcht, ſich vor der Weltpreſſe lächerlich zu machen. Der Antrieb, der ihm Kraft zum Gelingen gab, war nicht etwa ein inneres gewiſſes Bild, das ihn trotz und gegen alle Meinung ſtärkte, ſondern einzig der allerdings rieſenſtarke Wunſch, dem fremden Anſpruch nach Senſation Genüge zu leiſten. Man glaube nicht, daß es ſich hier um

eine zufällige Ausnahme handelt. Schon die Formen, die ſich die Rekordluſt wählt, bezeugen, daß es ihr einzig auf Beifall und nicht auf beſte Verwirklichung ankommt, die einſt durch allgemeinen Wettſtreit ausgetragen wurde. Wer Ehre darein ſetzt, etwa die Rückſeite einer Briefmarke mit einer in der Welt noch nicht bekannten Anzahl von Buchſtaben zu beſetzen, gibt zur Genüge kund, daß dieſe nicht um der ichhaften *Geſtaltung*, ſondern um des ichfremden Beifalls willen geſchieht.

Vor allem aber kann die Luſt zum Kino darüber aufklären, wie die Anſprüche der Perſönlichkeit zurückgedrängt werden zugunſten unperſönlicher Senſation. Seine jagende Bilderflucht iſt Symbol für die ſchlechthin unbeſtreitbare Tatſache, daß auch in der Erholung des Menſchen (wie in der Arbeit) durch die wachſende Unruhe das Band, womit das Ich als ſouveräne Mittelpunktskraft die Außenwelt an ſich kettete, zerriſſen iſt. Es gehört eben zu unſerer Zeit, nicht mehr innerhalb der eigenen Perſönlichheit einen ſteten Herrſch- und Gleichgewichtszuſtand auszubilden, ſondern von der Zentrifugalkraft wechſelnder Eindrücke ſich aus ſolcher Stellung ſchleudern zu laſſen. Das mikrokosmiſche Reich des Einzelnen wird nicht mehr gewährt. Statt deſſen gewinnt immer mehr die flutende Welle des Lebens zu herrſchen, die zu meiſtern nur Menſchen möglich iſt, die etwas von unbedenklichen Schwimmern beſitzen.

6.

Die Dinge miteinander und das Ich mit den Dingen in Beziehung zu bringen, das ordnende harmoniſche Geſtalten der Welt — vom Menſchen aus — iſt ſtets Sache der Perſönlichkeit und wird es immer ſein. Wenn der Meiſter der früheren Werkſtätten eine gefälligere Form für einen Tiſch oder Wagen, für eine Zinnkanne oder Leder-Arbeit ſucht, ſo liegt darin kein bloßes Verſchönern und Nützlichermachen von außen her, ſondern er handelt nach eben dem für ſein Zeitalter geltenden Geſetz des perſönlichen Verhaltens. Nur *darum* tragen Geräte und Schmuck dieſer Zeit das unübertreffliche Gepräge des Geſchmackes, der Ausgewogenheit der Maße, erſcheinen uns das kleinſte Haus oder Gäßchen oder auch nur ein Zaun, ein Dach, ein Fenſter als Muſter der Zugehörigkeit zur Landſchaft. Hier bekundet ſich Kraft, aus allem eine Welt, ein in ſich Abgerundetes, Geſchloſſenes, bis an die Grenze ſeiner Möglichkeiten Entwickeltes zu geſtalten; nicht bloß das auf dem kürzeſten Weg Zweckmäßige, Sachliche, das ſich in der einfachſten geometriſchen Form darſtellt.

Es mag nun durch dieſen Gegenſatz von Muße früherer und Unraſt heutiger Zeit endlich klar überblickbar geworden ſein, um wie viel mehr ſich Perſönlichkeit in der Nähe des Gemächlichen, Beſchaulichen, in ſeiner Art Begrenzten befindet, als dort, wo es nur auf Schnelligkeit und Menge der Erzeugung, auf Sachlichkeit und Bewegung ankommt. Perſönlichkeit hebt den Menſchen ja aus dem Strom des Le-

bens, verwandelt ihn in einen Mittelpunkt und erteilt ihm Kraft, von *ſich* aus die Umwelt zu ordnen, gewiſſermaßen magnetiſche Kraftlinien durch ihr chaotiſch gegebenes Feld zu ziehen, um ſie in Geſtalt umzuſchaffen. Es handelt ſich hier um eine der Kriſtalliſation entſprechende Erſcheinung: von einem Keim aus entwickelt ſich durch Anſatz ungeordneten Stoffes langſam das Durchſichtige, in Flächen Auffcheinende des Kriſtalls. Und wie dieſer nur in gewiſſer Ruhe und Ungeſtörtheit zu ſchönen Formen anſchießen kann, — was wir alle ſchon während der Schulzeit erfuhren, als der Lehrer uns ein Gläschen mit Salzwaſſer auf einen möglichſt ungefährdeten Ort der Wohnung zu ſtellen aufgab — ſo kann auch perſönliches Weſen nur dann ſich entfalten, wenn Muße es gewährleiſtet. Verbindung des Menſchen mit dem Werk, mit der Natur, mit den Geſchehniſſen der Umwelt, jener Ordnungszuſtand, der im Gefolge eines aus dem Strom des Lebens ſich frei erhebenden Ich eintritt, kann nur geſchehen, wenn die Mutterlauge Welt dieſen Prozeß gewähren läßt wie einſt; doch mißlingt er unfehlbar, wenn ſie ihn als ein unruhiger Strom fortwährend ſtört und den harmoniſchen Heraustritt des Ich verhindert.

Heute, da die Welt zu etwas Betäubendem angeſchwollen iſt, wird ſolche innere Kriſtallbildung immer ſchwerer: wir werden auf unperſönliche Bahnen geſchleudert, der Maſſe- und Maſchinenmenſch, eine mittelpunktloſe Vitalität beginnen uns zu überfluten und dem Einzelnen gelingt es nur mehr ſelten, zu einer klaren, feſt begrenzten Eigenſtellung ſich emporzuretten. *Robert Braun* (Wien).

Religiös-ſoziale Vereinigung der Schweiz.

Prinzipienerklärung.

Wir in der Religiös-ſozialen Vereinigung der Schweiz zuſammengeſchloſſenen Männer und Frauen ſtehen auf dem Boden der bibliſchen *Botſchaft vom Reiche Gottes für die Erde* und ſehen im Wiedererwachen dieſer Botſchaft die Vorausſetzung für eine Ueberwindung der unſer Leben bedrohenden Nöte und Schwierigkeiten, ſowie für die von uns erhoffte Erneuerung der Welt. Wir glauben an den *lebendigen Gott,* der uns in der Geſchichte ſeines Reiches, vor allem in *Jeſus Chriſtus,* ſeine Wahrheit offenbart hat und bekennen mit dem Apoſtel: „Wir erwarten nach ſeiner Verheißung einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.“ In ſolchem Glauben ſehen wir Gott auch heute am Werke, um in Gericht und Gnade mit ſeinem Reiche in dieſe Welt einzudringen und dieſes im Kampf gegen alle widergöttlichen Mächte ſeinem Siege entgegenzuführen. Wir betrachten es als unſere Aufgabe, dieſen Willen Gottes zu erkennen und ihm zu gehorchen, da Gott ſein Werk nicht nur an uns, ſondern auch mit